Marie Bonaparte

Aus der Analyse einer mutterlosen Tochter

Zwei Beiträge
zur psychoanalytischen
Kasuistik

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien

Aus der Analyse einer mutterlosen Tochter

Zwei Beiträge
zur psychoanalytischen Kasuistik

Von

Marie Bonaparte
Paris

Separatabdruck aus der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" (herausgegeben von Sigm. Freud), Bd. XV (1929) und Bd. XVI (1930)

1931
Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien

Aus dem französischen Manuskript
übersetzt von Mathilde Hollitscher

*



Druck: Elbemühl, Wien, III., Rüdengasse 11

Die Identifizierung einer Tochter mit ihrer verstorbenen Mutter

I) Die Storchhalluzination

Als ich vier Jahre alt war, kehrten wir im September von unserem Sommeraufenthalt an der See nach Paris zurück; am zweitnächsten Morgen überfiel mich beim Erwachen ganz plötzlich ein heftiger Blutsturz. Der Arzt konstatierte eine „Lungenentzündung" mit sehr starker Verschleimung der Lungenflügel und fand meinen Zustand so ernst, daß er am Abend erklärte, ich würde die Nacht sicherlich nicht überleben. Die Mutter meines Vaters, die mich aufzog, — meine Mutter war nach meiner Geburt gestorben, — berief daraufhin meinen Vater, der sich damals auf einer Reise durch die Balkanländer befand, telegraphisch zurück.

Aber ich überstand die Nacht und erwachte am nächsten Morgen wieder; mein Vater fand bei seiner Rückkehr sein einziges Kind am Leben und nach einem mehrmonatigen Aufenthalt im Süden war ich vollkommen wiederhergestellt.

Ich habe an diesen Blutsturz gar keine Erinnerung bewahrt, obwohl meine frühesten Erinnerungen über mein viertes Lebensjahr hinausreichen; ich wußte während meiner ganzen Kindheit überhaupt nichts davon, daß ich jemals Blut gehustet hätte. Meine Großmutter, die älteren Frauen, die mich betreuten, und auch unser in veralteten Anschauungen befangener Arzt umgaben mich mit übertriebener Sorgfalt: sie behüteten mich vor jedem Luftzug, ließen mich im Winter nicht ausgehen und untersagten mir sogar, meine Hände mit kaltem Wasser zu waschen. „Man muß nur bedenken, was vorgefallen ist," flüsterte einer dem anderen zu, „wenn es nur nicht so wird, wie mit ihrer Mutter!" Aber niemand sprach von dem, was eigentlich vorgefallen war, weder zu den Außenstehenden, aus Angst, man könne mich für

„lungenkrank" halten, noch zu mir, um mich nicht „zu erschrecken". Selbstverständlich war das Geheimnis um ein düsteres und unheimliches Vorkommnis, das mein Leben verdarb, erst recht danach angetan, mich in Schrecken zu versetzen.

Ich erinnere mich indessen einer anderen, ganz außerordentlichen und zauberhaften Begebenheit. Eines Morgens, als ich noch sehr klein war, — ich dürfte ungefähr vier Jahre alt gewesen sein, — als ich beim Erwachen in meinem Bett auf dem Rücken lag, *erblickte ich* unter den weißen Musselinvorhängen, die mein Bett schmückten, *gerade auf meinem Unterleib einen hohen, großen, glänzenden Vogel, der in allen Farben des Regenbogens schillerte. Aufrecht, nur auf einem seiner beiden langen Beine stehend, blickte er mich mit ein wenig zur Seite geneigtem Kopf an; er hatte einen ungeheuerlich dicken, langen und zugespitzten Schnabel.* Sah er einem Reiher, einem Ibis, einem Flamingo, einem Marabu, einem Storch oder einem Kranich ähnlich? Ich hätte es nicht zu sagen gewußt; übrigens kannte ich damals die Namen der meisten dieser Vögel auch noch gar nicht. Aber ich hatte noch niemals etwas so Schönes gesehen, wie diesen großen, in tausend Farben schillernden Vogel, allerdings auch noch nie etwas so Schreckliches. Nachdem die prächtige und zugleich erschreckende Erscheinung sich wieder verflüchtigt hatte, blieb ich den ganzen Tag im Dunklen, bei geschlossenen Vorhängen in meinem kleinen Bett liegen; ich war damals sehr krank und ich entsinne mich der Stimmen, der gedämpften Schritte der Erwachsenen aus den anderen Zimmern; sie schienen mir so fern, so unendlich fern zu sein, als hätte ich mich damals in einer anderen Welt befunden.

Anläßlich der Erscheinung des großen Vogels lernte ich das Wort „Halluzination" kennen. Ich hatte meine Vision erzählt und hatte auch selbst sehr gut wahrgenommen, daß der Vogel nichts Wirkliches sein könne, nachdem ich beim vollen Erwachen seine schimmernden Konturen sich in Nichts auflösen sah; man sagte mir, daß man eine solche, einem Traum ähnliche, aber im Wachen erlebte Erscheinung mit dem fremdartigen Wort „Halluzination" bezeichne.

Mittlerweile mußte der große Vogel, der mir als Bote einer geheimnisvollen, schrecklichen Welt erschien, lange sein Geheimnis bewahren.

Erst kürzlich, 1927, infolge meiner seit zwei Jahren währenden Analyse bei Professor Freud, ist mir seine Botschaft verständlich geworden. Ich will in der Reihenfolge ihres Auftauchens die zwei wichtigsten Assoziationsketten wiedergeben, die mir dazu verholfen haben, das Rätsel des großen Vogels zu lösen.

1) Der Vogel war ein großer Stelzenläufer und stand auf einem Bein. Nun war ich am Tage vor meiner Halluzination, also am ersten Tag nach unserer Rückkehr von der See, im Zoologischen Garten gewesen. Ich befand mich damals in einer Periode eigensinniger Kampfstimmung; keinem aus meiner Umgebung war es im Zuge auf der Rückreise von Dieppe gelungen, mich bis Paris zum Verlassen des offenen Coupéfensters zu bewegen, an dem ich mit wildem Hochgenuß die Abendluft und den Rauchgeruch des Zuges einatmete. Ebensowenig konnte man mich am nächsten Tag im Zoologischen Garten von dem Platz losreißen, von dem aus ich, festgebannt vor Bewunderung, durch die Gitterstäbe des Käfigs die aschgrauen Kraniche ihre grotesken Tänze aufführen sah. Man hatte nachher vermutet, daß ich mich entweder am Fenster des Zuges oder beim Stehen auf dem kalten Boden im Zoologischen Garten erkältet hätte, und daß die Lungenentzündung und der Blutsturz eine Folge davon gewesen seien.[1]

Sicherlich befand sich damals im Zoologischen Garten auch ein Marabu und ganz gewiß waren in ihren Käfigen die rosa Flamingos aus Ägypten zu sehen, deren Farbe mich so entzückte. Ich hätte stundenlang dort bleiben und die schönen Vögel betrachten mögen, wie sie auf einem ihrer zarten Beine im Wasser ihres kleinen Badebeckens standen. Das andere Bein hatten sie unter ihrem Flügel hochgezogen und ließen manchmal auch ihren Kopf und Hals darunter verschwinden. Damals meinte ich übrigens, daß ihr Name Ibis sei. Bei dem Besuch am Tag vor meiner Erkrankung aber hatten es mir die Kraniche angetan; deren Namen kannte ich damals nicht; ich hielt sie für eine Storchgattung, und erst später, als ich ihre Tänze wieder sah konnte ich sie richtig erkennen.

Störche hatte ich damals auch noch nie in Wirklichkeit gesehen, aber ich hatte von ihnen gehört. Und zwar wahrscheinlich durch eine Lehrerin, die ungefähr um diese Zeit zu uns kam, eine Irländerin, die an einen Deutschen verheiratet war. Mit ihr begann ich Englisch und Deutsch zu lernen und sie zeigte und erklärte mir auch meine Bilderbücher. In einem von ihnen, das ich vielleicht schon vor ihrem Eintritt bei uns besaß, befand sich auf der rechten Seite eine farbige Abbildung, die ich heute noch vor mir sehe. Sie

---

1) Ich habe, seit ich das Vorstehende geschrieben, von einer heute noch lebenden Dame, die unsere damalige Reisebegleiterin war, erfahren, daß es das Fenster des von unserem Haus in Dieppe zum Bahnhof führenden Omnibusses gewesen war, von welchem man mich nicht losbekommen konnte. Dieselbe Dame hat mir auch von dem Bluthusten am übernächsten Morgen Mitteilung gemacht.

stellte ein Dorf aus dem Elsaß dar und im Vordergrund auf der Spitze eines Schornsteins sah man einen auf einem Bein stehenden Storch. Vielleicht hatte mir diese Erzieherin oder schon eine ihrer Vorgängerinnen von den Störchen erzählt, daß sie das außerordentliche Amt innehätten, die kleinen Kinder zu bringen. Ich hätte jedenfalls so sehr gern Störche auf den Schornsteinen gesehen, aber auf den Pariser Häusern waren keine zu entdecken — dazu hätte ich nach dem Elsaß gehen müssen — und so mußte ich mich eben damit begnügen, die Kraniche im Zoologischen Garten für Störche anzusehen.

2) Der große Vogel hatte alle Farben des Regenbogens. Das ist das Rätselhafteste. Die Störche haben ja kein farbenschimmerndes Gefieder, ebensowenig wie einer der anderen stelzbeinigen Vögel, an den ich hätte denken können: Kranich, Reiher, Marabu oder selbst der rosa Flamingo. Es hilft nichts, den Flamingo Ibis zu nennen, wegen der Ähnlichkeit des Namens mit Iris; ich glaube auch im Alter von vier Jahren diese mythologische Bezeichnung des Regenbogens noch nicht gekannt zu haben.

Nun denke ich zuerst wegen des wunderbaren Farbenspiels des großen Vogels an den Regenbogen selbst, der, vom Himmel herabgestiegen, sich auf die Erde zu stützen, in sie einzudringen scheint. Ich liebte als Kind den Himmel, die Sterne und Meteore sehr. Dann denke ich bei dem Farbenspiel an einen Rötling, von dem man erzählt, daß die Römer des späten Kaiserreiches seinem Verenden zusahen, bevor sie ihn aufaßen, um sich am Anblick der wechselnden Farben zu ergötzen, die der Fisch im Verlauf seines Todeskampfes annahm. Diese Geschichte war mir stets besonders schrecklich und raffiniert erschienen; aber ich habe sie erst später gelesen — im Alter von vier Jahren kannte ich sie sicher noch nicht.

Aber plötzlich erinnere ich mich. Es gibt etwas, das ich sicher schon als vierjähriges Kind erzählen hörte: die Tatsache, daß meine Mutter, von deren Liebreiz und Sanftmut jeder erzählte, dieses ideale Wesen, das denselben Namen trug wie ich — Marie — gestorben war, nachdem sie mir das Leben gegeben hatte. Ich hatte ja meine verstorbene Mutter selbst gesehen! Auf dem großen Aquarellbild, das meine Großmutter im Salon aufgehängt hatte, sah ich sie in einem weißen Kleid, wie eine Braut, ganz bleich auf ihrem Bett auf dem Rücken liegen. Dieses Bild konnte ich alle Tage sehen. Meine Mutter war einen Monat nach meiner Geburt gestorben, am Abend des Tages, an dem sie zum erstenmal aufgestanden war. Sie starb an einer „Embolie" (Thrombose) — es scheint mir, daß ich dieses Wort immer schon gekannt habe. Es hieß, daß meine Mutter kaum noch Zeit gehabt habe, sich wieder zu Bett zu legen und meinen Vater zu rufen, um ihm zu sagen, daß

sie ihr Ende nahen fühle. Dies war die Folge ihrer Mutterschaft gewesen, aber es gab dafür auch noch eine andere Ursache. Meine Eltern hatten einander bei einer russischen Dame kennengelernt, zu der man mich auch manchmal hinbrachte; sie lag immer zu Bett, weil sie angeblich einen „Schwamm im Kopf" hatte und rauchte ohne Aufhören parfümierte Zigaretten; mir erschien sie in ihrem stets spitzenverzierten Bett sehr schön. Es scheint nun, daß diese Dame, wie meine Großmutter öfters erzählte, von dem jungen Paar als Zeichen der Dankbarkeit ein Geschenk erhielt. Da man ihr aber kein „Geld geben" konnte, „kauften" meine Eltern ihr eines ihrer schönsten russischen Schmuckstücke „ab" und bezahlten ihr dafür hunderttausend Franc Meine Großmutter sprach öfters von diesem Kleinod, und zwar hatte es den Anschein, als hätte sie es dieses hohen Preises nicht für wert befunden, obwohl es, wie sie sagte, ein Opal war, „groß, wie ein Ei," und von schönen Diamanten eingefaßt. Ich hatte weder dieses Schmuckstück noch die anderen aus dem Besitze meiner Mutter gesehen; sie waren wohl mein Erbteil, aber man sagte mir, sie müßten bis zu meiner Großjährigkeit in der Bank aufbewahrt bleiben — für mich an einem weit entfernten, geheimnisvollen Ort. Ich hatte aber bestimmt schon im Alter von vier Jahren von den Juwelen sprechen gehört, vielleicht anläßlich der Besuche bei der russischen Dame oder als meine Großmutter mir ihre vielen kleinen Schmuckstücke zeigte und darunter eines Tages einen Opal in die Hand bekam. Der große Opal erschien mir besonders deshalb in zauberhaftem Licht, weil die Frauen meiner Umgebung über ihn noch eine andere Geschichte zu erzählen wußten und die ähnelte ganz den Märchen, in denen die böse Fee regiert. Sie sagten, der Opal sei ein Stein, der Unglück bringe. Meiner Mutter hatte der große Opal, den sie anläßlich ihrer Verheiratung gekauft hatte, Unglück gebracht: sie war nach der Geburt ihres ersten Kindes gestorben! Und wie sehr hatte sie sich die Mutterschaft gewünscht! Bei ihrer Hochzeit war sie zwanzig Jahre alt und es dauerte mehr als ein Jahr, bis sie die Gewißheit hatte, Mutter zu werden. Sie hatte die Hoffnung darauf beinahe schon aufgegeben. Dann war ich zur Welt gekommen und sie war — zweiundzwanzig Jahre alt — gestorben. Und sogar meine Großmutter fand es seltsam, wenn es wirklich nicht wahr sein sollte, daß Opale Unglück bringen, daß doch gerade meine Mutter diesen selten großen Opal besessen habe. Davon nun mußte ich sicher schon in meinem vierten Jahr erzählen gehört haben, denn diese Dinge wurden oft im Hause besprochen.

Auch noch etwas anderes habe ich sicher sagen gehört: daß meine Mutter „schwach auf der Lunge" gewesen sei und Blut gehustet habe. Trotzdem

meine Großmutter meist hinzufügte, was der Arzt sicher bestätigt hätte, daß das „nur aus der Kehle gekommen“ sei, wo meine Mutter Geschwüre gehabt hätte, wurde deshalb nicht weniger darüber geredet. Ganz sicher hatte ich schon vor meinem vierten Jahr sagen gehört, daß meine Mutter Blut gehustet habe; besonders so bald nach meiner Mutter Tode war dieses Thema ein täglicher Gesprächsstoff in unserem Hause.

Die Halluzination des großen, farbenleuchtenden Vogels beginnt uns verständlich zu werden. Der große Vogel ist einerseits als allgemeines Symbol der Storch, der phallische Vogel, der die Kinder bringt; andererseits — als nur mir zugehöriges Symbol — der glänzende Vogel, dessen Regenbogenfarben mich an den eigroßen Opal erinnern, der meiner Mutter Unglück gebracht hat. Ich hatte zwar diesen Opal nie gesehen, aber wie ich schon sagte, hatte meine Großmutter unter ihren zahlreichen kleinen Schmuckstücken mir sicher auch einen kleinen Opal gezeigt; und als ich dann dessen zauberhaftes Farbenspiel mit Angst und heimlicher Bewunderung betrachtete, hatte sie mir wohl von dem anderen großen Opal erzählt.

Mein Vater, der mit vierundzwanzig Jahren Witwer geworden war, verheiratete sich kein zweites Mal; er hatte auch niemals die Absicht, es zu tun; er lebte mit seiner Mutter zusammen, die mich aufzog. Es ist wohl überflüssig, zu sagen, daß meinem Vater zur Zeit, als ich vier Jahre alt war, meine ausschließliche, leidenschaftliche Liebe gehörte. Ich sehe ihn — aus einem noch früheren Erinnerungsbild — in seiner Offiziersuniform groß und schlank vor mir und daneben mich kleines Mädchen, das damals nicht älter als drei Jahre gewesen sein konnte — denn später war mein Vater aus der Armee ausgetreten, — wie ich, mit verliebter Leidenschaft eines seiner Beine in den roten Beinkleidern mit meinen kleinen Armen umfasse. Ich vergötterte meinen Vater; wenn er vor einer Reise Abschied nahm, krampfte sich mein Herz zusammen und ich lebte dann nur in der Erwartung seiner Rückkehr. Heute weiß ich, warum ich mit so sehnsüchtigen Blicken im Bois de Boulogne die Bräute in ihren Wagen betrachtete, die, wie es damals in gewissen Kreisen der Brauch war, zum Hochzeitsmahl in das Restaurant de la Cascade fuhren: ich wollte an deren Stelle sein — als Bräutigam meinen Vater an meiner Seite haben. Dies ist der klassische Traum kleiner Mädchen, der oft sogar ganz offen ausgesprochen wird.

Ich erinnere mich aus meinem vierten Lebensjahr sogar an meinen Geburtstag. Ich sehe mich noch bei glühender Hitze — mein Geburtstag fällt auf den zweiten Juli — allein in der großen Bibliothek meines Vaters in unserem Haus am Cours la Reine den Besuch des Barons „Phylloxéra“ erwarten. Das

war ein alter Kammerdiener meines Großvaters mütterlicherseits, in der Familie berühmt wegen seiner Einbildung, der unverstandene Erfinder eines unfehlbaren Mittels gegen die „phylloxéra" zu sein, die damals die Weinberge verwüstete. Er kam jedes Jahr und brachte mir einen weißen Blumenstrauß, nach damaligem Gebrauch in eine Manschette aus weißem Spitzenpapier gepreßt, den Sträußen ähnlich, die ich durch die Wagenfenster bei den beneideten Bräuten im Bois gesehen hatte. Dieser weiße Strauß hatte einen wunderbaren Duft, den Orangenblüten ähnlich; der Monat Juli ist ja die Zeit der Lilien und Tuberosen. Ich erwartete also in der großen, heißen, mit hohen Fenstern versehenen Bibliothek meines Vaters Besuch und den Blumenstrauß des Barons Phylloxéra. Dieser kam stets in Begleitung seiner Tochter, die ich darum beneidete, daß sie immer allein mit ihrem Vater gehen durfte, was bei mir niemals vorkam. Und in der heißen Bibliothek, die mir das Symbol für meinen Vater und seine Studien war, jene Studien, die vielleicht meine Eifersucht erregten, weil sie den Vater von mir fernhielten, sagte ich mir: „Heute bin ich vier Jahre alt geworden — wie alt bin ich doch!" Und das Bewußtsein meiner Jahre erdrückte mich. Ohne Zweifel war dieses Gefühl der verhüllte Ausdruck für den Wunsch: alt genug, erwachsen genug zu sein, um endlich meinen Vater heiraten zu können; hinter diesem Wunsch verbirgt sich der ganze Neid, den Kinder in der Ohnmacht ihrer leidenschaftlichen Wünsche gegen die Erwachsenen fühlen.

Ich war nun mit meinen vier Jahren, wie es in diesem Alter meist der Fall ist, im Begriff, den Höhepunkt des Ödipuskomplexes zu erreichen. Aber ich war ja ein Kind, dem das Schicksal seine unbewußten Wünsche zum Teil schon erfüllt hatte. Meine Mutter lebte ja nicht mehr und der ersehnte Platz an der Seite des geliebten Vaters, den andere Töchter besetzt finden, war für mich leer. Zwar lebte meine Großmutter, die ich trotz ihrer guten Eigenschaften nicht liebte, weil sie eine harte Natur war, und — heute weiß ich es — hauptsächlich deshalb, weil mein Vater, ein ergebener und verehrender Sohn, sie zu sehr liebte. Aber schließlich war der Platz meiner Mutter unbesetzt und daher durfte ich vielleicht eher als ein anderes kleines Mädchen davon träumen, ihn einzunehmen.

Die Identifizierung mit der Mutter traf aber auf einen Umstand, der für die anderen kleinen Mädchen, denen die Mutter die lebende Rivalin ist, nicht existiert: den Tod. Wie wir wissen, existiert für das Unbewußte der Begriff des Todes nicht; das Ich allein macht sich im Verlauf seiner Entwicklung irgendeine Vorstellung davon. Für das Unbewußte ist der Tod der Schlummer, die Ruhe oder eine andere Welt, nicht der Tod selbst, dessen absolutes Nichts

für einen Lebenden unvorstellbar ist. Dadurch wird das Unbewußte in die Lage versetzt, sich des Todesmotivs, wenn die äußere Realität es bringt, zu bedienen und es zu erotisieren. Dem Kind liegt die sadistische Auffassung des Koitus, mag es ihn bei den Erwachsenen beobachtet oder einfach durch eine Art von phylogenetischem Erinnern vorausgeahnt haben, sehr nahe, und dies hilft ihm, die Vorstellungen von Liebe und Tod miteinander zu verknüpfen. Diese Verknüpfung — den Dichtern übrigens so wertvoll — entspricht einer biologischen Realität: viele Tiergattungen bezahlen die Liebe mit dem Tod. Und bei allem Lebendigen gäbe es keine Liebe, wenn der Tod nicht wäre.

Derartige philosophische Betrachtungen beschwerten mein vierjähriges Gehirn sicherlich nicht. Dagegen unterstützten ganz bestimmte Tatsachen meinen Wunsch, tot zu sein. Tot sein bedeutete für mich die Identifizierung mit der Mutter, bedeutete, die Frau meines Vaters zu sein und — wie meine Mutter durch ihn — eine Vorstellung voll seltsamer Wonne — zu sterben.

Nun brachte mir das Schicksal die Realisierung dieses aus meinem tiefsten Innern kommenden Wunsches. Eines Morgens beim Erwachen „huste ich Blut“, wie meine Mutter. Dann rufen die mächtigen, unbewußten Regungen das halluzinatorische Phantasiebild hervor: der Storch bringt mir wie seinerzeit meiner Mutter ein Kind von meinem Vater; ich bin jetzt seine Frau, seine, Geliebte und durch ihn Mutter geworden. Und der Storch ist „opalisiert“, wie es für meine Mutter Heirat und Mutterschaft gewesen sind; das heißt, der Storch bringt mit der Frucht der Liebe, dem Kind, auch das Unglück, den Tod.

Zwei weitere Merkmale des großen Vogels sind unter anderen noch besonders aufschlußreich: Der Vogel betrachtet mich mit ein wenig zur Seite geneigtem Kopf und er hat einen ungeheuren Schnabel, dick, lang und spitzig, wie bei einem Marabu. Nun pflegte mich mein Vater, der sehr kurzsichtig war, oft über sein Lorgnon hinweg von der Seite anzusehen. Der große, farbenleuchtende Vogel zeigte seine charakteristische Kopfhaltung.[1] Weiters ist der große, lange, dicke und spitzige Schnabel dem eines Marabu ähnlich, eines Vogels, dessen Namen ich damals sicherlich noch nicht kannte, den ich aber im Zoologischen Garten gesehen haben mußte. Nun haben die Marabus das ernsthafte Aussehen studierender Gelehrter. Sehr viel später konnte mein

1) Vgl. die „Brillen“ des Vaters, die das Pferd in der Phobie des kleinen Hans „trägt“. — Freud, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr., Bd. VIII, S. 136.

Mann im Scherz zu unseren Kindern sagen, als er mit ihnen im Zoologischen Garten am Marabukäfig vorbeiging: „Da habt ihr den Großpapa." Denn mein Vater war ein „Gelehrter". Ich habe dieses Wort in Beziehung zu ihm und seinem arbeitsreichen Leben kennengelernt. Es schien mir ein geheiligtes Wort zu sein und ich sprach es nur mit Verehrung aus. Andererseits aber ist der große Schnabel des Vogels ein klassisches phallisches Symbol. Kinder haben im Alter von vier Jahren gewöhnlich schon die Verschiedenheit der Geschlechter wahrgenommen, und es ist besonders auffällig, daß in dieser Halluzination sowohl bei dem Subjekt, also bei mir selbst, als auch bei dem projizierten Objekt, der Erscheinung des Vogels, der Akzent gerade auf der oralen Zone liegt. Die übliche Verschiebung der Libido von unten nach oben ist klar ersichtlich: obwohl der große Vogel nur auf einem Bein und auf meinem Unterleib steht, ist das Auffällige an ihm doch dieser große, drohende Schnabel, ganz so wie bei mir das Bluthusten durch den Mund, die orale Verletzung, auffällig ist. Nur in der Deckerinnerung, in dem halluzinatorisch aus mir hinausprojizierten großen Vogel, war es meiner Erinnerung sozusagen gestattet, das Bild des imposanten Schnabels festzuhalten; während bei der Verletzung meines Körpers das allzu erschreckende Bild meines eigenen Blutes in der Waschschüssel verdrängt wurde, und zwar in gründlichster Weise. Man hatte mir während meiner Kindheit niemals von meinem Bluthusten erzählt, und als man mir viel später in meiner Mädchenzeit endlich wie ein schreckliches Mysterium von dem großen Geheimnis meines Blutsturzes im Alter von vier Jahren Mitteilung machte, war nicht einmal diese Mitteilung imstande, auch nur die leiseste Erinnerung daran in mir wachzurufen. Erst in der Folgezeit erstand in mir der Gedanke eines möglicherweise bestehenden Zusammenhanges zwischen meinem Bluthusten und der ältesten, ernstesten Krankheitserinnerung meines Lebens und der Storchhalluzination, die daran teilhatte.

Die Erscheinung des großen Vogels wurde also unter der Einwirkung des tiefsten meiner Wünsche heraufbeschworen, durch den Wunsch nach Identifizierung mit meiner Mutter, die gestorben war, nachdem sie mir das Leben gegeben hatte.

Daher stammen auch die beiden miteinander vermischten Affekte, die die Halluzination begleiteten: die Angst einerseits und andererseits das intensive, ästhetische Vergnügen. Die Angst gehörte dem Ich an, das durch die Heftigkeit seiner Wünsche erschreckt war und zweifellos auch durch ein Schuldgefühl, daherkommend, daß ich meine Mutter „getötet" hätte und die Wiedervergeltung nicht ausbleiben würde; aber viel stärker als die Angst war der

ästhetische Genuß an der Schönheit des großen, leuchtenden Vogels, der erste, große, ästhetische Eindruck meines Lebens überhaupt. Es war so wunderbar, den tiefsten meiner Wünsche verwirklicht zu sehen, endlich die Frau des geliebten Vaters zu sein, durch ihn Mutter zu werden und den Storch mir ein Kind bringen zu sehen, wie er es meiner Mutter gebracht hatte, daß ich dafür mit überquellendem Herzen den Tod auf mich nahm.

Und doch fehlte etwas Wesentliches zu meinem Glück. Ich habe im Vorhergehenden berichtet, daß ich damals, als ich im dunklen Zimmer krank lag, wie aus weiter Ferne Schritte aus den anderen Zimmern und Korridoren sich nähern und wieder entfernen hörte. Erst in diesem Jahr (1929) habe ich verstanden, warum die Erinnerung daran die einzige ist, die mein Gedächtnis im direkten Zusammenhang mit meiner Krankheit bewahrt hat.

Die Erinnerung an diese entfernten Schritte in den anderen Zimmern und Korridoren ist für mich von tiefer Melancholie erfüllt. Schwer krank sein und in einem verdunkelten Zimmer zu Bett liegen, während andere daneben kommen und gehen, schien mir bis jetzt die Ausdrucksform für Melancholie, für Heimweh im wahrsten Sinne des Wortes zu sein.

Mein kindliches Ohr lauschte damals den eiligen Schritten auf den Korridoren nur deshalb mit solcher Aufmerksamkeit, weil es einen bestimmten, einen einzigen Schritt herauszuhören hoffte. Aber die langen Tagesstunden — vielleicht meine letzten Lebensstunden — vergingen, das Tageslicht hinter den zugezogenen Vorhängen erlosch, ohne daß die schweren Schritte meines Vaters — mein Vater trug immer hohe Stiefel — sich vernehmen ließen.

Als meine Mutter ihr Ende herankommen fühlte, hatte sie gerufen: „Roland, ich sterbe!“ und mein Vater war sofort zu ihr geeilt. Er hatte ihre Hand gehalten, als sie starb. Jetzt lag ich im Sterben und mein Vater kam nicht zu mir!

Als er, durch das Telegramm meiner Großmutter gerufen, von seiner Balkanreise zurückkam, war ich gerettet, und ich habe die unbestimmte Erinnerung, daß seine Rückkehr mich deshalb enttäuschte. Er war zu spät gekommen. Das Unbewußte ignoriert die Zeit und rechnet nicht mit der Dauer weiter Eisenbahnfahrten; etwas in mir hat meinem Vater seine Abwesenheit an meinem „Sterbebett“ nie verziehen.

II) Die Anubisphobie

Die Erscheinung des großen Vogels ist die leuchtendste Erinnerung aus meiner Kinderzeit geblieben. Wer die Gesetze des Unbewußten, wie die Psychoanalyse sie uns erschlossen hat, nicht kennt, mag sich darüber wundern, daß die schönste Erinnerung meiner ersten Jahre gerade die sein soll, die als Deckerinnerung für die Tatsache fungiert, daß ich an jenem Tag in Todesgefahr schwebte. Wir haben aber gesehen, daß für mein kindliches Vorstellungsvermögen der Tod etwas anderes bedeutete als in der Denkart der Erwachsenen, daß er sich vielmehr einfach in den Dienst meiner glühenden Liebeswünsche gestellt hatte, um diese schließlich zu verwirklichen. So ist auch das erschreckendste Element meiner Halluzination, die „Opalisierung" des Storches, durch eine Art Verneinung, eine Umkehr des Affekts, zum bezauberndsten und ästhetischsten Teil derselben geworden.

Später, in der weniger bewegten Zeit der Latenzperiode, verloren die gleichgebliebene Liebe zum Vater und der gleiche Wunsch nach der Identifizierung mit meiner verstorbenen Mutter ihre leuchtenden Farben und nahmen eine dunklere Tönung an

Bereits in San Remo, wohin man mich zur Rekonvaleszenz gebracht hatte, vom Beginn des nächsten Jahres an hatte ich eine andere Vision, oder vielmehr Phantasie, die nicht mehr dieselbe Schönheit aufwies wie die erste. In diesem Jahr suchte ein Erdbeben die ganze dortige Küstengegend heim. Ich wurde um fünf Uhr morgens in meinem kleinen Bett durch den ersten Erdstoß aufgeschreckt und *sah*, im Begriff, mich zu ermuntern, aber noch ganz verschlafen, *im Geist einen Wolf, der auf einer an mein Fenster gelehnten Leiter aufwärts kletterte und dabei an dem Haus rüttelte.*[1] Ich rief um Hilfe, es kam schon jemand herbeigeeilt, um mich, da man den Einsturz des Hauses befürchtete, in den Garten hinunterzutragen. Und dort sehe ich mich noch unter den Orangenbäumen, deren schöne goldene Früchte ich so sehr liebte, unserem Hauswirt zuhören, der meiner Großmutter schilderte, wie sich manchmal infolge der Erdbeben der Boden öffne und Menschen in der

---

1) Zum Vergleich mit dieser Erinnerung folgende Beobachtung: Ich hatte Gelegenheit, auf der psychiatrischen Klinik eine ältere Frau zu sehen, die anläßlich des kürzlich in Wien stattgehabten Erdbebens (November 1927) einen Psychoseanfall folgenden Inhaltes bekommen hatte: Ihr längst verstorbener Vater kam zur Türe herein und versetzte dabei durch Rütteln das ganze Haus in Erschütterung.

so entstandenen Spalte verschwänden, worauf diese sich wieder schließe. Auf diese Weise sei eine Frau lebendig begraben worden. Daraufhin betrachtete ich die Erde zwischen den kleinen Kieselsteinen der Allee voll Angst und doch zauberhaft angezogen von der Vorstellung einer Katastrophe, die mich möglicherweise hier ereilen konnte.

Aber erst viel später, als ich ungefähr acht Jahre alt war, wurden meine Phantasien wirklich düster. Der Wolf war mir weiter als Spuk erschienen, veranlaßt durch die Geschichte vom Rotkäppchen, in der er erst die Großmutter verschlingt — es hätte mich wohl nicht sehr betrübt, meine strenge Großmutter in seinem Rachen verschwinden zu sehen — und dann das kleine Mädchen. Aber der Wolf war ein reizendes, vertraut gewordenes Tier im Vergleich zu der finsteren Gestalt, die dann, als ich acht Jahre alt war, meine Nächte zu beunruhigen begann.

Sowohl mein Vater als auch meine Großmutter waren Freidenker und untersagten meiner alten Kinderfrau, mich zum Beten anzuhalten. Diese tat es trotz des Verbotes, und so betete ich abends stets zitternd vor Angst, daß meine Großmutter unversehens die Tür öffnen könnte, — so wie anderen Kindern zumute ist, wenn sie Zuckerwerk stehlen. — Die alte Kinderfrau ließ mich immer zu meiner Mutter beten, zu meiner „kleinen Mama", wie sie sagte.

Mein religiöser Sinn fand aber noch andernorts Nahrung. Ich liebte die Mythologie, in der ich viel Übereinstimmung mit mir selbst ahnte, über alles. Und so entdeckte ich einmal, in meinem achten Jahr, beim Blättern in einem Buch über ägyptische Mythologie auf einer Gravüre Anubis, den düsteren Gott mit dem Kopf eines Schakals, den „Totenwächter", und vor ihm auf einer Steinplatte ausgestreckt, die Mumie. Von diesem Augenblick an bemächtigte sich Anubis meiner Phantasie, und jeden Abend, sobald ich mich in meinem kleinen Bett auf dem Rücken ausstreckte (in der Lage der Mumie), ergriff mich die tolle Angst, daß Anubis, der Schakal-Totenwächter, im Dunklen zu heulen beginnen und in seiner ganzen schrecklichen Majestät vor meinem Bett erscheinen würde. Die Anubisphobie war dem Anschein nach noch irrationeller als die Tierphobien anderer Kinder: den kleinen Hans zum Beispiel, dessen Geschichte Freud erzählt, hätte das Pferd, vor dem er sich fürchtete, tatsächlich beißen können, während doch wirklich nicht die geringste Aussicht dafür bestand, daß Anubis vor meinem Bett erscheinen konnte. Trotzdem beherrschte die Anubisphobie mehrere Jahre meiner Kindheit, ohne daß ich es gewagt hätte, zu irgendjemandem davon zu sprechen. Mit vier Jahren hatte ich mich getraut, von der Halluzination des großen Vogels zu

erzählen, mit acht Jahren fand ich nicht mehr den Mut, die Anubisphobie mitzuteilen. Sowohl meine Verdrängungen als auch der Kampf gegen dieselben waren stärker geworden; um aber diese neue Einstellung verständlich zu machen, müßte ich hier meine ganze alte Anubisphobie analysieren — und das würde zu weit führen.

Sicher ist nur, daß ich der Anubisphobie absolut verständnislos gegenüberstand. Ich hatte damals weder die Gedankenverbindung von der Mumie auf der Gravüre zu meiner Mutter auf dem Aquarell im Salon erkannt, noch zu der Geschichte, die ich hunderte Male erzählen gehört hatte: daß meine Mutter „einbalsamiert" worden sei — wie die Mumien. Ich erfuhr viel später, daß diese Geschichte nicht auf Wahrheit beruhte, aber während meiner ganzen Kindheit glaubte ich daran.

Noch viel weniger war es mir klar, daß ich selbst die Mumie war. Niemals berührte mich auch nur im entferntesten der Gedanke, daß ich, wenn Anubis mich jeden Abend erschrecken kam, sobald ich mich wie die Mumie in meinem Bett auf dem Rücken ausgestreckt hatte, mir wohl selbst vorstellte, dann die Mumie zu sein. Aus dem Paar der Phobie, Anubis und der Mumie, erfaßte mein Bewußtsein nur den einen Teil, selbstverständlich ohne zu erkennen, daß es in Wirklichkeit mein Vater war, der aufrecht neben der Toten stand. Die verstorbene Mutter, mit der ich mich identifizierte, blieb sowohl als Begriff wie auch als Bild unbewußt, sie war eine unantastbare, unbewußte Vorstellung. Dieser Tatsache wäre das Vergessen an die Seite zu stellen, das anläßlich meines Blutsturzes im vierten Jahr die Vorstellung des Blutes, die Vorstellung von *mir selbst*, bluthustend wie meine Mutter, betraf. Als Deckerinnerung blieb nur das Bild des farbenschillernden Storches, des großen, väterlichen, phallischen, auf einem Bein stehenden Vogels.

Die Anubisphobie manifestierte sich auch oral, wie dies bei der Storchhalluzination in noch vollkommenerer Weise der Fall gewesen war. Der Schakal nährt sich ja in Wirklichkeit von Aas und in meinem Unbewußten war Anubis, der meinen Vater verkörperte, zugleich Wächter und Verschlinger der Toten — oder vielmehr der toten Frauen.

Tief in meinem Innern trug ich während meiner ganzen Kindheit auch noch eine andere geheimnisvolle Erinnerung. Ich bildete mir ein, meine verstorbene Mutter in Wirklichkeit gesehen zu haben; aber das verschwieg ich eifersüchtig — niemand sollte davon wissen. Es war an der Meeresküste gewesen, in Dieppe, nach dem ich immer Heimweh hatte. Nach meinem Bluthusten waren wir nur noch ein einziges Mal dort gewesen und unter dem Vorwand, daß mir das Meer nicht gut bekomme, weil ich letztes Jahr auf

dem Geröll des Strandes beinahe ohnmächtig geworden war, war das Haus, das wir als Erbe nach meiner Mutter dort besassen, bald verkauft worden. Ich hatte aber die Sehnsucht nach Dieppe behalten und auch das Verlangen nach den verzuckerten Apfelstücken, die ich bei der Durchfahrt im Bahnhof von Rouen immer bekam; an den Apfelstücken sog ich mit Wonne und doch auch mit Angst, eingedenk der Geschichte von dem kleinen Jungen, der sich mit einer spitz-gesaugten Zuckerstange die Zunge durchstochen haben sollte. Vor allem sah ich aber im Geiste ein Bild vor mir, das mich entzückte, und nach dem mir jetzt, da wir nicht mehr ans Meer fuhren, vor Sehnsucht fast das Herz zerbrach: von der Höhe eines schmalen Gäßchens, die der Bahnhofsomnibus langsam erklomm, erblickte man plötzlich zwischen den nahe aneinander stehenden Häusermauern das Meer, ein Stück blaugrünes, mit weißen Segeln besticktes Meer. Und das sollte ich vielleicht nie wiedersehen! Dieppe war aber für mich noch um einer anderen, viel wunderbareren Erinnerung willen ein geheiligter Ort. War ich dort nicht einmal, als ich noch ganz klein war, allein mit meiner Mutter in der düsteren, von Fischern besuchten Kirche gewesen? Kniete meine Mutter nicht schwarzgekleidet, Gottes Beistand erflehend, in einem Betstuhl, unbeweglich, stumm und blaß, blaß wie eine Wachsstatue oder vielmehr wie eine Tote? Diese Phantasie, an deren Realität ich während meiner ganzen Kindheit glaubte, bewahrte ich tief in meinem Innern wie einen kostbaren Schatz, den niemand entdecken oder gar vernichten durfte.

Auch ein oft wiederkehrender Traum aus meiner Kindheit bezog sich auf das Meer. Der Traum begann immer folgendermaßen: *„Ich war in einem Zimmer und hörte Leute, Männer die Treppe heraufkommen. Da mir der Weg zur Flucht über die Treppe verlegt war, stürzte ich mich zum offenstehenden Fenster hinaus. Und nun flog ich; ich flog über einen Garten hinweg und erhob mich mit einem Ruck über die großen ihn einfassenden Bäume, deren Spitzen im Flug von meinen nachschleppenden Füssen ganz leicht gestreift wurden. Mein Flug setzte sich über ausgedehnte Ebenen fort, an deren Horizont, weit entfernt, der Spiegel des Meeres glänzte. Je näher ich dem Meer kam, desto rascher wurde mein Flug; es war, als würde ich von einem Wind im Rücken vorwärts gestoßen; und nun, seltsam und gräßlich anzusehen, wurde der ganze Himmel weiß und meine vom Licht geblendeten Augen verloren die Fähigkeit, sich zu schließen. So kam ich in schwindelndem Flug zur ersten Lagune und überflog sie; ein schmaler Streifen Land, eine zweite Lagune und noch eine; der Himmel wurde immer heller, meine mehr und mehr schmerzenden Augen standen weit offen und nun wurde ich über das*

offene Meer hinausgetragen. Jetzt aber verlor mein Flug nach und nach an Schnelligkeit, die Kraft, die mich fortgetragen hatte, ließ nach, ich fiel, fiel trotz meiner verzweifelten Anstrengung auf die Wellenkämme herab, die meine Füße schon benetzten. Nun aber, im Moment, wo ich das Wasser berührte, war mir, als ob es mich einsaugen wollte, ich fühlte das kalte Wasser erst an meinen Knien, meinen Hüften, an den Lenden, dann verschwanden meine Schultern darin, und im Augenblick, wo das salzige Wasser mir, den Atem benehmend, in den Mund einzudringen begann, erwachte ich in einem entsetzlichen Angstzustand. In wie vielen Nächten habe ich unter diesem Angsttraum gezittert, in dem das Meer, dieses ewige Muttersymbol, mich so anlockte, um mich zu verschlingen, mich ganz in sich aufzunehmen, in dem der salzige Geschmack des Wassers, das meinen Mund füllte, vielleicht die unbewußte, unverwischbare Erinnerung an den faden, salzigen Geschmack des Blutes war, das mir bei meinem Blutsturz beinahe das Leben gekostet hätte.

Auf das Meer bezüglich muß ich hier auch noch eine Erinnerung aus meiner Latenzzeit erwähnen, die mit meinen geographischen Studien zusammenhängt. Ich begeisterte mich für die Geographie, deren Studium mein Vater sich gewidmet hatte. Nun, von allen Meeren, deren Namen ich kennenlernte, bezauberte und lockte mich keines so sehr, erweckte keines so stark den Wunsch in mir, es zu sehen und darin zu baden, wie das „Tote Meer". Dieses seltsame Meer mit dem salzhaltigen Wasser, in dem, wie man mir sagte, kein Fisch leben kann, in dem man schwimmt, ohne untersinken zu können, weil der Salzgehalt zu groß ist, dieses Meer, das „einbalsamiert" ist wie die Mumien in ihrem Natronbad, faszinierte mich, ohne daß ich damals gewußt hätte, warum. Heute weiß ich, daß das Unbewußte sich gern solcher sonderbarer Wortspiele bedient, die, so absurd sie auch erscheinen mögen, doch voll eines tiefen Sinnes sind.[1]

Nun waren von den Wellen des Toten Meeres zwei sündhafte Städte verschlungen worden, deren Namen allein in ihrem absonderlichen und schreckhaften Klang eine mit Angst vermengte Anziehungskraft auf mich ausübten. Ich wußte sehr genau, ohne sagen zu können, um was es sich handelte, daß Sodom und Gomorrha wegen geheimnisvoller, furchtbarer Sünden, die man vor Kindern geheimhält, bestraft worden waren. Man erzählte doch, daß Lots Frau, nur weil sie sich nach den dem Fluch verfallenen Städten umgeschaut

1) Anmerkung der Übersetzerin: im Französischen heißt:
la mère morte = die tote Mutter.
la mer morte = das Tote Meer.

hatte, in eine Salzsäule verwandelt worden war. Eine Salzsäule war mir im Geiste immer ganz blaß erschienen, wie eine Tote. Es mußte da irgend etwas sein, das man nicht sehen, von dem man nichts wissen durfte! Vielleicht hatte meine Mutter auch — das blieb unbewußt — aus geheimnisvollen Ursachen, die man vor Kindern verbirgt, sterben müssen. Und das Salz! Das Salz schien mir eine geheiligte, gefürchtete Substanz zu sein.[1]

Die Vorleserin meiner Großmutter pflegte Salz, das bei Tisch verschüttet worden war, mit einer beschwörenden Geste über ihre Schulter zu werfen. Mein Vater ergriff einmal meine Hand, um mich zu hindern, es ihr gleichzutun; er wollte mich lehren, abergläubische Gebräuche zu verachten, was ich sonst nach außenhin auch tat. Aber tief in meinem Innern sah es anders aus. Die Kristallbildungen, mit denen ich mir die Ufer des Toten Meeres bedeckt dachte, schillerten zauberhaft. Und die wunderbaren Farbenspiegelungen, die ich mir vorstellte, riefen sicherlich meinem Unbewußten den Opal ins Gedächtnis, den wahrhaft verhängnisvollen Opal, der in tiefem Schlaf auf dem Boden seiner Schatulle in der Bank ruhte.

III) Die Tuberkulosephantasie

Obwohl mein Tuberkuloseanfall aus der Kindheit sich niemals wiederholt hatte, übte doch der Opal vom Grunde der Schatulle aus, in der er in der Bank verborgen lag, weiter seine unheimliche Macht. Im Alter von siebzehn Jahren, nach einer quälenden Periode von Konflikten, die meinen Entwicklungsjahren gefolgt war, in der ich Monate hindurch meinem gleichwohl so sehr geliebten Vater das Leben schwer gemacht hatte, — so zeigt sich die Gefühlsambivalenz, — machte sich eine Reaktion meiner zärtlichen Gefühle gegen ihn bemerkbar. Gleichzeitig entstand und setzte sich immer mehr in mir der Gedanke fest, daß ich, wie meine Mutter, tuberkulös sei und daß man es vor mir geheimhalte. Ich konstatierte bald alle Arten von bestätigenden Symptomen. Es war also klar, daß alle mich täuschten, meine Verwandten, die Ärzte, die alle beteuerten, daß mir nichts fehle. Einzig und allein meine alte Kinderfrau, die seit meinem fünften Jahr bei uns war, eine alte, ergebene und beschränkte Korsin, die mich in meiner Kindheit im Kultus meiner verstorbenen Mutter stets bestärkt hatte, nur die alte Kinderfrau schüttelte den Kopf, wenn sie mein schlechtes Aussehen betrachtete, und murmelte mit

1) Vgl. Ernest Jones: „Die Bedeutung des Salzes in Sitte und Brauch der Völker", „Imago", Bd. I. (1912).

Tränen in den Augen: „Ich habe es immer gefürchtet.“ Oh, ich wußte es, ich gab mich gar keiner Täuschung über mein Schicksal hin, ich war tuberkulös geworden und würde, so wie meine Mutter, nach meinem kaum erreichten einundzwanzigsten Jahr sterben. Hatte ich doch von meinem Anfall im Alter von vier Jahren sprechen gehört? Hatte man mir damals von dem Blutsturz erzählt, der meine ganze Kindheit verdüsterte, weil man mich deshalb ins Haus einschloß? Ich glaube, sagen zu können, daß man mir diese Mitteilung machte, als ich sechzehn Jahre alt war, also kurze Zeit vorher.

Nun zeigten die Ärzte, die sich, wie wir wissen, dem Verständnis psychischer Konflikte verschließen, in meinem Fall ihr ganzes Können. Unser Hausarzt begann, obwohl er mich sehr lieb hatte, meine Todesgedanken mit ständig zunehmender Verachtung zu behandeln, was mich zur Verzweiflung brachte und im Festhalten an meinen Ideen nur bestärkte. So oft ich mit ihm davon zu sprechen versuchte, schickte er mich, wie man gewöhnlich sagt, „spazieren“.

In dieser Weise vergingen drei Jahre, während ich den Gedanken an meine eingebildete Tuberkulose stets mit mir herumtrug. Ich fühlte in meiner ganzen rechten Seite einen Druck, ich hatte manchmal Beklemmungen, wurde anämisch; auch magerte ich ab, hatte wenig Appetit und litt während der kalten Jahreszeit ständig an Kehlkopf- und Luftröhrenkatarrh, was mir meine Vermutungen nur zu bestätigen schien. Ich sagte mir, daß die Ärzte entweder zu dumm oder zu nachlässig seien, um klar zu sehen, oder daß sie mich eben täuschten. Indessen hatte man fortlaufend verschiedene Spezialisten zu Konsilien gerufen, die immer das gleiche Resultat ergaben: *es war nichts zu finden*. Trotzdem glaubte ich weiter daran, daß die Ärzte mich hintergingen.

Damals entstand in mir der Wunsch, Medizin zu studieren; aber mein Vater war dagegen, mit der Begründung, daß das Studium meinen Heiratschancen schaden könne. Ich unterwarf mich sogleich seinem Willen. Wozu auch kämpfen? Sicherlich war ich viel zu krank, um auf die Universität gehen zu können, und dann kam mir damals der Gedanke gar nicht, daß ich meinem Vater ungehorsam sein könnte. Mein Leben war indessen weder trübselig noch mutlos. Niemals habe ich, allerdings nur zu Hause, so viel gearbeitet wie in dieser Zeit; es war für mich eine intellektuell bedeutsame Periode. Ich stand im Winter vor Tagesanbruch auf und lernte, manchmal schon von fünf Uhr an bis abends, in meinem Studierzimmer eingeschlossen, Geometrie, Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften, Philosophie, französische und deutsche Literatur. Ich ging nicht ins Lyzeum, sondern arbeitete

in meinem Zimmer wie mein Vater in dem seinigen, und mit einem zügellosen Eifer, der mir größer schien als seiner und mit dem ich mich brüstete. Ich war stolz darauf, bei den täglichen Mahlzeiten mit meinem Vater von meinen wissenschaftlichen Studien sprechen zu können; wenn er auch leider Literatur und Kunst, die ich ebenfalls liebte, verachtete, so sagten ihm wenigstens meine wissenschaftlichen Neigungen zu. Damals hegte ich die jugendliche Illusion, daß ich mit der Kraft meines Geistes die Welt erobern könne. Ich entsinne mich mancher Wintermorgen in meinem einsamen, hochgelegenen Studierzimmer in unserem, die Stadt überragenden Hause: während meine Lampe erlosch, ging am Horizont von Paris unter meinem Fenster die rote Sonne auf; in ihrem Rot schien sie mir der Erregtheit meines Herzens vergleichbar. Vielleicht würde ich jung sterben müssen, aber was lag daran! Niemals war ich noch so glücklich gewesen.

Und doch entstand in mir zur selben Zeit eine neue Phobie. Ich konnte zwar nicht Medizin studieren, aber alles, was damit im Zusammenhang steht, erregte mein leidenschaftliches Interesse. Besonders interessierte mich die Anatomie, ich wollte mich gründlich damit befassen, mein Studium also am Skelett beginnen. Nun befand sich in der großen Bibliothek meines Vaters ein kleines Skelett, das er geschenkt bekommen hatte; es war das Skelett einer jungen Hindufrau, die im ungefähren Alter von zwanzig Jahren an Tuberkulose gestorben war. Unter einem Glas daneben lag die Totenmaske, die ihre abgemagerten Gesichtszüge zeigte.

Ich bat nun meinen Vater, mich das kleine Skelett in meinem Studierzimmer aufhängen zu lassen, damit ich mit Muße daran lernen könne. Aber meine Bitte entsprang noch einer anderen Ursache: im Grunde fürchtete ich mich sehr vor dem kleinen Skelett und wollte mich *zwingen*, mich an seinen Anblick zu gewöhnen. Außer meinen Angst- und Konversionserscheinungen hatte ich zahlreiche Zwangssymptome entwickelt, die mich immerfort dazu drängten, mich zu überwinden, zu besiegen und gerade die Dinge zu tun, die ich am meisten fürchtete. Ich will hier nicht näher auf diese Symptome eingehen, weil ich in der vorliegenden Arbeit nur heraushebe, was Beziehung zur Identifizierung mit meiner verstorbenen Mutter hat, um davon ein geschlossenes Bild zu geben.

Nachdem ich nun das kleine Skelett in meinem Studierzimmer aufgehängt hatte, ging ich daran, es zu studieren. Ich war öfters versucht, es von seinem Haken herabzunehmen, es neben mich zu stellen und unsere Größenmaße miteinander zu vergleichen. Meine Mutter war auch um vieles kleiner gewesen als ich und war auch ungefähr im gleichen Alter wie die kleine

Hindufrau gestorben. Aber diese familiären Beziehungen zu dem kleinen Skelett, weit davon entfernt, es mir vertrauter zu machen, hatten folgendes Resultat: das kleine Skelett begann mir jetzt, bisweilen Nacht für Nacht, zu erscheinen. *Ich ging im Traum an ihm vorbei . . . da streckte es die Hand aus und ergriff mich, als wollte es mich mitziehen. Oder es tanzte vor mir und kam dann auf mich zu* und ich erwachte in einem schrecklichen Angstzustand. So war die alte Kinderfurcht vor der posthumen Rache meiner Mutter wieder auferstanden. Das kleine Skelett der zwanzigjährig verstorbenen Lungenkranken war sie selbst; sie war von ihrem Aufenthaltsort in die Bibliothek meines Vaters heraufgekommen, um mich dafür zu bestrafen, daß ich ihn ihr weggenommen hatte. Und jetzt, nachdem ich selbst tuberkulös war, wie sie es gewesen, kam sie jede Nacht, um mich zu mahnen, daß es bald an der Zeit sei, ihr ins Grab zu folgen, was ich gleichzeitig fürchtete und ersehnte.

Als ich einsah, daß ich mich, trotzdem Monate vergangen waren, nicht an das kleine Skelett gewöhnen konnte, und obwohl ich damals nicht wußte, daß der Inhalt des Unbewußten der Usur der Zeit nicht unterliegt, gab ich nach und brachte das kleine Skelett schließlich wieder hinunter in die Bibliothek.

Und trotzdem beunruhigte es weiterhin meine Nächte. *Ich sah mich im Traum die Treppen hinabgehen, um zu meinem Vater in die Bibliothek zu gelangen; aber unterwegs erfaßte mich das kleine Skelett von rückwärts mit seiner ausgestreckten Hand.* So lebte ich mit meinen Angstträumen fort und wagte nicht, bei hereinbrechendem Abend und schließlich sogar bei Tage nicht mehr, allein in die Bibliothek zu gehen.

Diese Phobie war eben ein ganz wunderbares Kompromiß zwischen zwei mächtigen Tendenzen meines Unbewußten: meine Mutter sein, sterben wie sie, befriedigte den positiven Teil meines Ödipuskomplexes, die Liebe zu meinem Vater; und von meiner Mutter mit dem Tode bestraft werden als Wiedervergeltung für den Tod, den ich ihr verursacht, entsprach dem anderen Teil meines Ödipuskomplexes, dem damit verbundenen, unbewußten Schuldgefühl.

Mein Vater hatte mir, als ich neunzehn Jahre alt wurde, die Erzählungen von Edgar Poe, in der Übersetzung von Baudelaire, gegeben und ich begann sie an den Abenden des folgenden Sommers auf dem Lande zu lesen. Zuerst las ich den „Doppelmord in der rue Morgue", den „Gestohlenen Brief", den „Goldenen Skarabäus", die drei Erzählungen, die mein Vater bewunderte, die mir aber keinen übermäßigen Eindruck machten. Als ich

aber „Ligeia", eine Geschichte, die mein Vater geringschätzte, begonnen hatte, wurde ich bei Beschreibung des als Rächerin wiederkehrenden Leichnams der Frau von solcher Angst ergriffen, daß ich damals, wie mir scheint, nicht imstande war, die Geschichte zu Ende zu lesen. Und bald gab ich diese schreckenerregende Lektüre ganz auf. Es war darin etwas, dessen Art ich nicht ertragen konnte, ich, die ich mich — und das seit meinem dreizehnten Jahr — an der Aufführung von Tragödien wie Hamlet oder König Ödipus begeistert hatte. Ich konnte mit den Geschichten von Poe so wenig vertraut werden wie mit dem kleinen Skelett; es war mir klar, daß, je mehr ich davon lesen würde, meine Angst sich nur steigern würde; es gab da sicherlich noch andere, ebenso schreckliche Erzählungen, wie „Ligeia", und es war besser, diese gar nicht kennen zu lernen. Und im Verlaufe von fünfundzwanzig Jahren meines Lebens öffnete ich kein Buch, in dem möglicherweise eine Geschichte von aus der anderen Welt wiederkehrenden Geistern, besonders weiblichen Geschlechtes, vorkommen konnte. Ich hatte nämlich bald bemerkt, daß die toten Frauen mir hundertmal mehr Angst einflößten als die toten Männer; wegen der in Poes Erzählungen so häufig vorkommenden weiblichen Geister habe ich mich von der Lektüre seiner Werke ferngehalten. Ich durfte nicht wagen, „Ligeia" früher, als jetzt während meiner Analyse, wieder zu lesen — und wie überfiel mich da die Angst von neuem! — um nun endlich die Gründe meiner Furcht kennen zu lernen. Nachdem „Ligeia" sich als das gezeigt hatte, was sie für mich war: als die rächende Mutter, die wiederkehrt, um den durch Rowena (mich) usurpierten Platz an des Vaters Seite wieder einzunehmen, verlor sie mit einemmal zugleich mit ihrem Geheimnis auch ihre angsteinflößende Kraft. Das war sogar ein therapeutisch sehr hübsches Resultat meiner Analyse.

Indessen, als ich das Alter von zwanzig Jahren erreicht hatte, — das Alter, in dem meine Mutter geheiratet hatte, — begann meine „Krankheit" sich plötzlich zu verschlimmern. Ich magerte ab, ich verfiel zusehends. Meine immerwährenden Halsübel wurden in diesem Winter zu einer chronischen Krankheit; ich hatte sogar manchmal blutgefärbte Schleimabsonderungen. Meine Angehörigen erklärten das mit erblicher Belastung; sie sagten, es wäre genau wie bei meiner Mutter, die Geschwüre im Halse hatte und deshalb auch Blut hustete. Ich aber magerte weiter ab, wurde immer blasser, immer schmächtiger, ich nahm immer mehr und mehr das Aussehen einer Kranken an und machte das alles so gut, daß mein Vater und meine Großmutter sich endlich auf den Rat der Ärzte entschlossen, mich fort-

zuschicken. Wenigstens sollte mein Aussehen, das jeden, besonders zukünftige Bewerber, abgeschreckt hätte, sich bessern; ich sollte mich kräftigen und meine „Anämie", so wurde ärztlicherseits mein Leiden genannt, ausheilen. Ich wurde in den Süden geschickt.

Gerade das hatte ich mir gewünscht. Ich hatte den Süden — das Land, in dem meine Mutter aufgewachsen war — seit meinem fünften Jahr, seit ich nach meinem Blutsturz dort gesund geworden war, nicht wiedergesehen. Aber ich erkannte alles, als hätte ich es erst gestern verlassen. Und ich finde nicht genug Worte zur Schilderung meines Entzückens, als ich Palmen, Eukalyptusbäume, Zitronen- und Orangenbäume wiedersah und die duftenden, gelben, blühender Sonne gleichenden Mimosen.

Dort lebte ich meist im Freien und zwang mich nach eigenem Gutdünken mehrere Monate hindurch zu schrecklicher Überernährung, die mich bald fast an die Grenze der Fettleibigkeit brachte. Daraufhin schränkte ich meine Nahrungsaufnahme wieder ein und nahm glücklicherweise an Gewicht ab, aber das gute Aussehen behielt ich bei. Trotzdem mußte ich an vier aufeinander folgenden Wintern wiederkommen, ohne mich indessen schon ganz gesund zu fühlen. Denn dazu fehlte mir eine Bedingung, von der weder ich selbst noch meine Ärzte etwas wußten: ich mußte einen bestimmten Zeitpunkt in meinem Leben überschritten haben. Ich konnte tatsächlich von meiner Tuberkulosephantasie nicht genesen, bevor ich mein zweiundzwanzigstes Jahr nicht überschritten, also das Alter erreicht hatte, in dem meine Mutter gestorben war. Ich hätte mich auch früher nicht verheiraten können. Meine Angst vor Schwangerschaft und Gebären war zu dieser Zeit ohnehin intensiv genug — es mußte mindestens durch Überschreiten des unheilvollen Zeitpunktes das drohende Verhängnis beschworen werden. Die Tuberkulosephantasie war ein Kompromiß, das mich einerseits vor der Heirat, der Schwangerschaft, also dem tatsächlichen Schicksal meiner Mutter bewahrte, andrerseits aber auch vor der Untreue gegen meinen Vater; denn sie ließ mich der primitiven Liebe zu meinem Vater treu bleiben und verwirklichte, wie seinerzeit die Storchhalluzination, meinen tiefsten Wunsch: die Identifizierung mit der während meiner Kindheit bis über den Tod hinaus beneideten Mutter.

Indessen — ich glaube, es war als ich zwanzig oder einundzwanzig Jahre alt war — kamen die Schmucksachen meiner Mutter aus der Bank zurück, wo sie seit ihrem Tode aufbewahrt gewesen waren, und wurden mir in aller Form übergeben; und nichts aus dem Inhalt der Schatulle erregte mein Interesse so sehr wie der große Opal.

Aber sein Anblick enttäuschte mich. Vor allem hatte er nicht die Form

eines Eies, von der ich während all der Jahre geträumt hatte und die meinen unbewußten Wünschen besser entsprach, sondern er war herzförmig. Übrigens, wenn man sich die Brillanten der Umfassung wegdenken wollte, ergab sich auch nicht — wovon ich solange geträumt hatte — die Größe eines Hühnereies; der Opal war gerade nur etwas größer als ein Taubenei. Und sein Farbenspiel war zu milchig, zu matt, jedenfalls viel weniger lebhaft, als das des großen Vogels — den ich übrigens damals noch nicht mit ihm in Verbindung brachte. Kurz gesagt, im hellen Licht meiner zwanzig Jahre besehen, enttäuschte mich der große Opal.

Ich legte ihn beiseite und trug ihn nicht, weil ich fand, daß dieses alte, russische Schmuckstück für den modernen Geschmack zu plump sei. Auf diese Weise rationalisierte ich meine Gefühle.

Als ich indessen endlich mein zweiundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, sagte mein Vater zu mir: „Die Zeit vergeht, Du bist jetzt zweiundzwanzig und wegen der dummen Ideen über deine eingebildete Krankheit gibt es noch keine Heiratsaussicht für Dich. Es wäre wirklich an der Zeit, zur Vernunft zu kommen und von Deinen verrückten Ideen zu lassen.“ Mein Vater sprach ganz so, als ob er in seinem Unbewußten davon Kenntnis gehabt hätte, daß tatsächlich der Zeitpunkt gekommen war, an dem die Realität es mir ermöglichte, mich von ihm loszulösen und die liebevolle und schreckliche Phantasie zu beenden, die mich gegen meinen Willen an sein Haus gebunden hatte.

Meines Vaters Ausspruch über meine „eingebildete“ Krankheit kränkte mich zuerst. Er glaubt also nicht daran, dachte ich, er denkt eben an nichts anderes, als mich vorteilhaft zu verheiraten; er liebt mich eben nicht! Und ich zürnte meinem Vater mit der ganzen Kraft meines Herzens.

Diese Phrase „er glaubt nicht daran“ hatte eben noch eine andere tiefe Bedeutung außer der, die ich selbst ihr verlieh. Der manifeste Gedanke lautete für mich: „Er glaubt nicht an meine schwere Krankheit.“ Aber der latente Gedanke hieß: „Er glaubt nicht an meine übermächtige Liebe.“ Denn meine „eingebildete“ Krankheit drückte aus, was am „realsten“ in mir war: die tiefe und treue Liebe bis zum Tode, die Liebe, von der nur ein, und zwar der kleinere Teil die Oberfläche des Bewußtseins streifte, die Liebe, die ich seit meiner Kindheit meinem Vater — und nur ihm allein — bewahrte.

Jetzt aber, da ich zweiundzwanzig Jahre alt war, sagte mir mein Vater selbst, daß es Zeit sei, auf die aus Liebe zu ihm entstandene Identifizierung mit der verstorbenen Mutter zu verzichten. Die Realität verkündete es: ich hatte das Alter von zweiundzwanzig Jahren erreicht und war nicht gestorben; und da ich gar keine Veranlagung für die Psychose besaß, die Stimme der

Wirklichkeit zu überhören, wenn diese laut genug sprach, reagierte ich auf das, was sowohl mein Vater als auch das Schicksal sagten.

Tatsächlich begann von diesem Zeitpunkte an meine Tuberkulosephantasie zu verblassen. Im darauffolgenden Winter im Süden fühlte ich mich immer besser, immer gesünder; ich hatte das deutliche Gefühl, daß meine Tuberkulose — an die ich immer noch glaubte — endlich wirklich in der Heilung begriffen war.

Im folgenden Winter, im Winter meines dreiundzwanzigsten Lebensjahres, erreichte ein Arzt in Nizza endlich, was allen anderen mißlungen war: er nahm sich die Mühe, öfters mit mir zu sprechen, und überzeugte mich nach und nach nicht nur davon, daß ich vollkommen von meiner Tuberkulose geheilt war, sondern, daß ich auch in den vergangenen sechs Jahren nicht im mindesten tuberkulös gewesen war. Und das ging mit allergrößter Leichtigkeit vor sich, ich vergaß wie durch Zauberei die fixe Idee dieser sechs Jahre und dachte überhaupt nicht mehr daran.

Nun fühlte ich mich wie vom Tode auferstanden und dachte, zur großen Freude meines Vaters, endlich sogar mit einer Art plötzlichen Verlangens an eine Heirat.

Mit fünfundzwanzig Jahren verlobte ich mich; Alter und Stellung meines Verlobten machten es mir leicht, die Liebe zu meinem Vater auf ihn zu übertragen. Als ich ihm eines Tages meinen Schmuck zeigte, machte er mir den Vorschlag, alle die alten Schmuckstücke meiner Mutter, die zu unmodern waren, um getragen zu werden, zu verkaufen und dafür Perlen zu kaufen, die die von meiner Mutter geerbten ergänzen würden. Ich willigte ein, obwohl der Gedanke, mich von all diesen alten Andenken zu trennen, mir ein wenig leid tat. Aber ich brachte es nicht über mich, mich zum Verkauf des einen Steines, des Opales, bestimmen zu lassen, obwohl mein Verlobter mich gerade dazu besonders drängen wollte. Trotzdem er mir, um mich zu überreden, sagte, daß ihm dieser Stein nicht gefalle, daß er angeblich ein Unglücksbringer sei und wir uns deshalb seiner entledigen sollten, blieb ich hartnäckig bei der Ablehnung seines Vorschlags. Hatte mich mein Vater nicht von Kindheit an gelehrt, jeden Aberglauben zu verachten! Es wurden also nur die Brillanten der Einfassung verkauft, den Opal selbst behielt ich unter dem Vorwand, daß sein Wert nicht genügend groß sei, es also nicht lohne, ihn zu verkaufen.

Eines Tages, ich glaube, es war während meiner ersten Schwangerschaft, wollte ich ihn wieder sehen; ich öffnete meine Schmuckkassette, suchte den Stein — er war nicht zu finden. Der Opal, der Unglücksbringer für schwangere Frauen, den zu verkaufen ich mich geweigert hatte, war indessen vor meiner

eigenen Niederkunft verschwunden. Man könnte sagen, daß das Schicksal mich wider meinen Willen vor ihm schützen wollte.

Ich hatte zwei Kinder und starb trotz der beidemaligen schrecklichen Befürchtungen meines Vaters nicht im Wochenbett. Und nachdem mehrere Jahre vergangen waren und ich nach und nach die Hoffnung, ein drittes Mal Mutter zu werden, aufgeben mußte, fand ich eines Tages, ohne zu wissen wie und ich glaube auch ohne ihn gesucht zu haben, am Boden einer alten Schachtel den verbannten Opal, in ein armseliges Stückchen Seidenpapier gewickelt. Er verschwand aber bald von neuem aus meinem Besitz und aus meinen Gedanken — bis zum gestrigen Tag, an dem er durch den Verlauf meiner Analyse in seiner ganzen leuchtenden Wichtigkeit wieder auftauchte.

Ich glaubte übrigens bis gestern noch, ihn verloren zu haben, und erst heute abends, als ich meine Kammerfrau nach dem Stein fragte, rief sie mir seine Existenz am Boden der alten Schachtel ins Gedächtnis. Und jetzt darf der große, seit so vielen Jahren im Dunklen vergraben gewesene Opal das Tageslicht wieder sehen. Er hat endlich seine furchtbare, geheimnisvolle Macht eingebüßt, denn — und das könnte eine Devise der Psychoanalyse sein — die Gespenster verflüchtigen sich, wenn das Licht des Tages auf sie fällt. Aber man muß vorerst den Mut aufbringen, sie ins helle Licht heraufzubeschwören.

IV) Schlußfolgerung

Ich habe meine Storchhalluzination aus dem vierten Lebensjahr und die darauffolgende Anubisphobie erzählt, weil sich schwerlich aus der Blütezeit des Ödipuskomplexes und aus den folgenden Jahren ein schöneres Beispiel für die aus übermächtiger Liebe zum Vater entstandene, bis zum Tod gehende Identifizierung mit der Mutter finden läßt.

Ich habe die Erzählung meiner Tuberkulosephantasie im Alter von siebzehn Jahren hier folgen lassen, weil sie denselben Ursprung hat, aus dem durch die Pubertät wiedererweckten Ödipuskomplex stammt und wohl mein „Fall" zwischen siebzehn und dreiundzwanzig Jahren von neuem den Einfluß psychischer Komplexe sowohl auf das körperliche Befinden, als auch auf das persönliche Schicksal zeigt. Wäre damals eine Analyse, die das verdrängte pathologische Material ans Tageslicht gebracht hätte, möglich gewesen, sie hätte mir mehr Nutzen gebracht als alle Konsultationen der Ärzte und alle Aufenthalte im Süden.

Und man kann an diesem Beispiel den so häufigen Gegensatz zwischen der bewußten und der unbewußten Einstellung zum Aberglauben, wie übrigens zur Religion im allgemeinen beobachten. Es nützte nichts, daß mein Vater meine Hand zurückhielt, als ich das verschüttete Salz über meine Schulter werfen wollte, und daß ich selbst mich in Identifizierung mit diesem bewunderten Vater über jeden Aberglauben erhaben fühlte und abergläubische Leute tief verachtete, mein ganzes Unbewußtes „glaubte" an die schreckliche Macht des Opals. Meine Halluzination des irisierenden Storches hatte diese Tatsache im Alter von vier Jahren nicht deutlicher gezeigt, als mehr als zwanzig Jahre später das Verschwinden und Wiedererscheinen des verhängnisvollen Steines in Übereinstimmung mit Daten und Ereignissen meines Lebens als Frau und Mutter.

Aus einer analogen Opposition heraus ist es auch zu erklären, daß ich, obwohl ich, erwachsen geworden, mich zum Freidenkertum bekannte wie mein Vater und an ein Weiterleben der Toten nicht glaubte, doch die Angst vor Geistern in solchem Maße beibehalten hatte, daß ich eine Geschichte von Edgar Poe erst lesen konnte, nachdem die Analyse mich endlich von dieser Angst befreit hatte.

In den archaischen Tiefen unseres Unbewußten leben eben die alten Menschheitsreligionen auch dann noch fort, wenn sich unser Verstand weit über deren primitive Begriffe hinaus entwickelt hat.

Eine kleptomane Anwandlung

Eine Dame von durchaus normalem Benehmen reist mit ihrem erwachsenen Sohn in dessen Auto nach England. Auf dem Schiff, das den Verkehr zwischen Frankreich und England vermittelt, hat der Sohn irrtümlich ein Billet zu viel genommen, hat sich aber aus Eitelkeit, wie sie bei jungen Menschen häufig ist, bei der Ankunft in England nicht getraut, die zuviel gezahlte Summe zurückzuverlangen. Die Mutter, obwohl sie im allgemeinen eher verschwenderisch ist, bedauert diese überflüssige Ausgabe, sagt aber nichts, um ihren Sohn nicht zu ärgern.

Im Hotel des ersten Ortes, in dem die beiden Reisenden Nachtstation machen, findet sich auf dem Waschtisch der Mutter ein schönes Stück ganz neuer, grüner Seife. Während sie sich damit die Hände wäscht, denkt sie: „Dieses Stück Seife werde ich morgen mitnehmen. Das wird ein wenig den Verlust durch das zuviel gezahlte Billet ausgleichen.“ Und am nächsten Morgen läßt sie wirklich die ganz feuchte, grüne Seife, nachdem sie sie zu ihrem Bad benützt hat, mit einem köstlichen Gefühl des Besitzergreifens in ihre Schwammtasche gleiten.

In der zweiten Nachtstation, in einer anderen Stadt und einem anderen Hotel, befindet sich auf dem Waschtisch wieder ein neues Stück Seife — wie es in den englischen Hotels üblich ist. „Wieviel Seifenstücke werde ich am Ende der Reise haben?“ denkt die Dame, „um mich für das zuviel gezahlte Billet schadlos zu halten?“ Aber diese Seife ist klein, viereckig und weiß, weniger verlockend als die große grüne Seife vom Abend vorher. Trotzdem steckt die Dame sie am nächsten Morgen in ihren Schwammsack, fühlt sich aber, ehe sie ihr Gepäck schließt, veranlaßt, zu ihrem Sohn zu sagen: „Wirst du nicht die kleine violette Seife mitnehmen, die in deinem Zimmer ist? Ich nehme die Seifen aus den englischen Hotels, wo man sie einem hinlegt, mit; ich sammle sie.“ „Nein,“ antwortet der Sohn, halbernst, halblachend, „denn das wäre Diebstahl.“ Darüber entspinnt sich eine Debatte, ob es Diebstahl ist oder nicht. Die Mutter sagt: „Es wird ja doch niemand eine Seife in Gebrauch nehmen, die ein anderer Reisender schon benutzt hat.“ Der Sohn antwortet, daß die Seife nur zur Benützung im Hotel bestimmt ist und daß ein Mitnehmen der Seife nicht viel anders wäre, als wenn man z. B. ein Leintuch aus dem Bette mitnehmen würde; die Mutter

betont den Unterschied zwischen einem Leintuch und einem Stück Seife und meint, daß die benützte Seife höchstens von den Hotelmädchen gebraucht werden könne. Sie nimmt aber, wenn auch mit Bedauern, das kleine weiße Seifenstück aus ihrem Gepäck wieder heraus, indem sie sich sagt, daß diese Seife sich mit der vom Abend vorher nicht vergleichen läßt und einfach nicht wert ist, „gestohlen" zu werden.

Der Vater dieser Dame hatte in ihrer Kindheit — als Einziger im Hause — englische Seife benützt. Wenn sie als kleines Mädchen den Waschraum des Vaters betrat, war sie von dem besonderen Geruch der Seife so stark berührt, daß er ihr schließlich als Symbol des Vaters erschien. Sie selbst hatte niemals von dieser Seife. Ihre Kinderfrau gab ihr immer nur uninteressante französische Seifen. Selbstverständlich hätte sie gerne dieselbe Seife gebraucht, wie ihr Vater. Aber der zu kühne Gedanke, daß sie davon hätte haben können, kam ihr nicht einmal in den Sinn. Nun hatte das kleine Mädchen bei der Geburt die Mutter verloren. Die Mutter war reich gewesen und sie ihre Erbin. Aber diese Mutter hatte sterbend alles, worüber sie dem Gesetze nach verfügen konnte, dem Vater des Kindes hinterlassen; und das Kind hatte die Dienerschaft, die den Herrn des Hauses beneidete, darüber sprechen hören, daß sein Vater es in gewissem Sinne beraubt, „bestohlen" habe; und solcher Art ist das Wesen des Unbewußten der Kinder, und der Menschen überhaupt, daß dieses Kind, obwohl es seinen Vater vergötterte, ihn doch ein wenig als Dieb an seinem Eigentum betrachtete. Und nun, um so vieles später, da das Mädchen selbst Mutter geworden ist, Mutter eines erwachsenen Sohnes, gewinnt sie auf dem Schiffe zwischen Frankreich und England den Eindruck, daß der Sohn seinerseits in unrichtiger Weise über ihr Geld verfügt, indem er ein Billet zuviel bezahlt. Bewußt und in ihrem ganzen Betragen ist die Dame eher verschwenderisch. Aber das Unbewußte geht andere Wege und die Dame, die ihren Vater vor einigen Jahren beerbt hat und für die Kosten des ganzen Haushaltes aufkommt, hat die Tatsache, daß ihr Sohn Geld für den Ankauf eines überflüssigen Billets verwendet, wie einen kleinen, an ihr selbst begangenen „Diebstahl" empfunden. Und zur Kompensation dieses „Diebstahls" verfällt sie auf den Gedanken, ihrerseits die Seifen zu nehmen.

Doch was repräsentieren diese Seifen? Es sind englische Seifen, so wie die, die der Vater seinerzeit benützte. Die Dame hat auf der Reise Gelegenheit, im Badezimmer des Hotels die Seife zu sehen, die ihr Sohn im Gebrauch hat, eine dunkle englische Seife derselben Marke, die ihr Vater gebraucht hatte. Der Sohn sagt außerdem, daß er sich dieser Seife ständig bedient,

weil er sie immer bei seinem Großvater gesehen hatte. Die Seife heißt „*Pears Soap*";[1] in dem doppelsprachigen Wortspiel deutet sich der ursprüngliche Besitzer an. Außerdem klingt „*savon*" (Seife) im Französischen ähnlich wie „*savant*" (Gelehrter), und die Dame hatte in ihrer Kindheit die scherzhafte Gewohnheit, „*les savants*" (die Gelehrten), deren ihr Vater einer war, „*les savons*" (die Seifen) zu nennen. Und diese Seife, die den männlichen Mitgliedern der Familie eigentümlich war, die die Dame selbst nie zu benützen wagte, weil sie sie als eine Seife für Männer betrachtete, diese Seife ist gleichzeitig ein Symbol der (männlichen) Potenz und des Reichtums. Als Kompensation für das Geld des Billets kam der Dame der Gedanke, die englischen Seifen zu nehmen, als Ersatz für die „*Pears Soap*" des Vaters und des Sohnes.

Wir sehen aus dem Vorhergehenden, daß diese leichte kleptomane Anwandlung, wenn man sie so nennen darf, die eine Frau von durchaus normalem Benehmen befallen hat, die bekannten klassischen Züge der Kleptomanie trägt. Das gestohlene Objekt repräsentiert tatsächlich die Potenz, den Phallus; die kastrierte Tochter beschuldigte unbewußt den Vater, ihn ihr geraubt zu haben, und stiehlt ihn sich zurück. Das kleine Mädchen hatte sich wohl seinerzeit vorgestellt, daß die englische Seife mit den Geschlechtsteilen des Vaters in Berührung gekommen war. Und dadurch bildete sich in ihr eine Assoziation, die im Unbewußten erhalten geblieben war; als sie viele Jahre später mit ihrem Sohne nach England reist, und sieht, daß auch er *Pears Soap* benützt, wird die Assoziation wieder belebt. Die Gleichung *Phallus* = *Geld* kommt auch zur Geltung: die Seife erscheint tatsächlich als Symbol des Reichtums, als Ersatz für einen pekuniären Verlust.

Die Dame, auf die sich diese Beobachtung bezieht, hatte nie vorher die geringsten Anzeichen von Kleptomanie gezeigt. Unter begünstigenden äußeren Umständen tritt plötzlich eine leichte Manifestation dieser Perversion zu Tage. Diese kleine Studie zeigt uns von neuem, daß jeder von uns latente Möglichkeiten zu Perversion und Neurose in sich trägt und daß die analytische Forschung uns in die Lage versetzt, in jedem von uns etwas wie den Mikrokosmos aller, die Menschheit bewegenden Kräfte aufzuzeigen.

---

1) *Père*, im Französischen „Vater", wird wie das englische *Pear* ausgesprochen. (A. d. Üb.)

Inhaltsverzeichnis

Marie Bonaparte

Aus der Analyse einer mutterlosen Tochter

Zwei Beiträge
zur psychoanalytischen
Kasuistik

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien